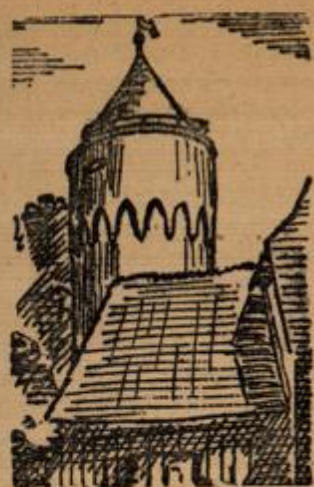


# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Ettlinger Zeitung. 1949-1973  
1950**

7 (25.8.1950)



# Der Lauer Turm

Beiträge zur Heimatgeschichte und Volkskunde

\*

Herausgegeben vom Albgau-Museum  
und der Ortsgruppe Ettlingen des Landesvereins Badische Heimat

2. Jahrgang 1950

Beilage zur „Ettlinger Zeitung“

Nr. 7

## Das Lehrerseminar Ettlingen

Von Ferdinand Riede

Die häufigen Wechselfälle, denen die oberbadische Markgrafschaft Baden in konfessioneller Hinsicht ausgesetzt war, ließen hier ein festorganisiertes Schulwesen, wie wir dies in Baden-Durlach bald nach der Einführung der Reformation unter landesherrlicher Fürsorge finden, nur langsam aufkommen. Erst die 1770 von Markgraf August Georg herausgegebene Schulordnung schaffte hier Wandel. Diese verlangte u. a. auch eine erhöhte Vorbildung der Lehrer, als Grundlage einer Hebung des Volksschulwesens. Als 1773 in Baden-Baden der Jesuitenorden aufgehoben wurde, fand ein Teil seines Vermögens Verwendung zur Gründung einer Lehrerbildungsanstalt. Allein der Mangel an einer geeigneten Person zur Leitung einer solchen Anstalt schob die Ausführung des Planes bis zum Jahre 1788 hinaus, in welchem Canonicus Alth die Leitung des Badener Gymnasiums übertragen wurde, an welchem fortan junge Lehrer Unterricht in den für sie erforderlichen Fächern und Anleitung zum Unterrichten erhielten. Nach mancherlei Hemmnissen und Enttäuschungen starb Alth 1799 und auch unter seinem Amtsnachfolger scheint eine befriedigende Entwicklung der jungen Anstalt keine Fortschritte gezeitigt zu haben. So wurde dann am 30. Mai 1808 die Verlegung des Gymnasiums und seines Anhängsels, der Präparandenschule, nach Rastatt beschlossen und dort am 1. November 1809 im Gebäude der Piaristen eröffnet. Die Leitung der Präparandenschule wurde dem Stadtpfarrer und Professor am Gymnasium, Ignaz Anton Demter, dem nachmaligen zweiten Erzbischof des Erzbistums Freiburg, übertragen. Unter Demter und seinen beiden Nachfolgern Holdermann und Haberstroh scheint die Entwicklung befriedigender gewesen zu sein. Eine Vermehrung der Schulstellen im Lande bedingte eine vermehrte Aufnahme von Präparanden. Dies hatte eine Überfüllung der Anstalt im Gefolge. Dazu kam das Fehlen einer Übungsschule und der immer mehr zutage tretende Mißstand, der in der Unselbständigkeit der Anstalt begründet lag. Regierungsrat v. Stockhorner erstattete hierüber ein ausführliches Gutachten, das Anregung zur Errichtung eines selbständigen Lehrerseminars gab. Zunächst dachte man daran, in Rastatt ein eigenes Haus zu erhalten, wofür auch verschiedene Gebäulichkeiten in Frage kamen. So stand die Angelegenheit, als im März 1834 Direktor Philipp Nabholz die Leitung des nunmehr selbständigen Präparanden-Instituts übernahm.

Im Juni desselben Jahres bewarb sich die Stadtge-

meinde Ettlingen um die neuerrichtende Anstalt. Als passende Gebäude wurde das Schloß und das Jesuiten-kloster genannt. Eine Einsichtnahme der beiden Gebäude führte zu dem Ergebnis, daß das Schloß den Vorzug fand, da das Jesuitenkloster bedeutende Veränderungen erfordern würde. Das Schloß beherbergte damals aber die Militärschneiderei und das Hauptdepot des damaligen badischen Armeekorps und konnte nicht verfügbar gemacht werden. So blieb das Jesuitenkloster übrig, das zur Aufnahme von 140 Zöglingen sofort eingerichtet werden sollte. Bis zur Vollendung einer zweckmäßigen Verwendung sollte die Anstalt behelfsmäßig in Rastatt bleiben.

Stiftungsbaumeister Moßbrugger legte im Dezember 1834 einen Antrag vor, der für den ersten Stock des mittleren Flügels einen großen Saal, für den zweiten zwei Lehrerzimmer und für den zweiten Stock der ehemaligen Kirche einen Musik- und Zeichensaal vorsah, während das untere Stockwerk dieses Teiles der Stadtgemeinde weiterhin zur Abhaltung des Flachsmarktes verbleiben sollte. Die Gemeinde hatte 1812 die ehemalige Kirche erworben, während der übrige Teil des Gebäudes dem St. Erhardsfond gehörte. Das zweite Stockwerk des westlichen und das erste des östlichen Flügels sollte die Räume für die Übungsschule aufnehmen. Für Speisesaal, Küche und Wohnung des Hauswirts war das erste Stockwerk des Westflügels und das Chor der Kirche vorgesehen. Schlafsäle und Krankenzimmer wurden dem noch zu erstellenden dritten Stockwerk des westlichen Flügels zugewiesen. Die verkehrte Einteilung, die vielen Treppen und Gänge verhinderten eine vollbefriedigende Ausnützung des Platzes. Der geplante Umbau wurde auf 10 000 fl. geschätzt. Unterm 6. November 1834 wurde die endgültige Verlegung des Seminars in das Ettlinger Jesuitenkollegium angeordnet und nach mehrfachen Verhandlungen mit dem Gemeinderat, als dem Vertreter des St. Erhardsfonds, kam am 7. März 1835 ein Vertrag zustande, der u. a. bestimmte:

1. das Jesuitenkollegium samt der zugehörigen Kirche, mit Ausnahme eines Teils derselben im unteren Stockwerk, das der Gemeinde zum Gebrauch verbleibt, wird dem Lehrerseminar eingeräumt. Zu dem überlassenen Gebäulichkeiten gehören auch die Ökonomiegebäude.
2. Das Seminar läßt das Gebäude auf seine Kosten herstellen, bezahlt aber weder Kaufschilling noch Miet-

zins. Unterhaltungskosten trägt das Seminar für die von ihm benutzten Teile.

3. Der St. Erhardsfond bleibt Eigentümer des Jesuitenkollegiums samt Ökonomiegebäude, die Stadt Eigentümerin der Kirche.
4. Die gesamte Knabenschule wird in das Seminar verlegt. Die erforderlichen Kosten trägt das Seminar ohne Gegenleistung der Gemeinde. Von den fünf Lehrkräften der Elementarschule übernimmt das Seminar deren zwei und zwar einen Haupt- und einen Hilfslehrer, deren Gehalte nebst dem für die Knaben zu zahlenden Schulgeld dem Seminar überwiesen werden. Für die Heizung der für die Knaben erforderlichen fünf Zimmer hat die Stadtgemeinde aufzukommen.

Diese Eigentumsverhältnisse blieben bis 1874, in welchem das Hauptgebäude an das Staatsärar übergang, während der der Gemeinde zustehende Teil des Seminargartens, auf welchem die Knabenschule Platz fand, im Tauschweg Eigentum des Fiskus wurde.

Die Freude der Rastatter Anstalt, bald uneingeschränkt im Besitze ihres Hauses zu sein, erfuhr eine Dämpfung durch den langsamen Fortgang des Umbaus in Ettligen, der zwar Ende April 1835 begonnen wurde, aber durch Verzögerung des Umzugs des Stadtpfarrers, der bisher im Kolleg gewohnt hatte, nach dem für ihn bereitzustellenden Spitalgebäude, nicht beendet werden konnte. Auf 1. Dezember 1835 endlich konnten die Zöglinge einberufen werden.

Am 24. November übernahm Nabholz seinen Dienst. Ihm standen zur Seite die Oberlehrer Schach und Gruber, als Musiklehrer Professor Weber. An der Übungsschule wirkten Jung († als Kreisschulrat in Baden), Stärk, Bell (später langjähriger Musiklehrer am Seminar), Lipps, Schupp und Flink († als Seminaroberlehrer in Meersburg). Das Hauptstreben des Direktors, das Schullehrerseminar zu einer selbständigen Anstalt zu erheben, war erreicht; aber noch fehlte der jungen Anstalt vieles in der Innenausstattung. Dem wäre abzuhelpen gewesen; aber andere, viel schwerere Sorgen drückten den Leiter der Anstalt, der alles aufbot, seinen Zöglingen eine angenehme, erträgliche Häuslichkeit zu schaffen. Zahlreiche Erkrankungen unter den Zöglingen, deren Ursachen nicht zweifellos sich feststellen ließen, erforderten eingehende Untersuchungen, als deren Ergebnis eine Vermehrung der Räumlichkeiten gefordert wurde; denn die ursprünglich verlangten Erweiterungsbauten waren bis zur Eröffnung nicht zur Ausführung gekommen. Vorschläge blieben Vorschläge, der Direktor selbst hegte Zweifel, ob deren Ausführung die gewünschte Abhilfe bringen würden. In Karlsruhe trug man sich mit dem Gedanken, die Anstalt von Ettligen wegzuverlegen. Diese Absicht drang in die Öffentlichkeit und in der Sorge, das Seminar zu verlieren, erbot sich der Gemeinderat am 27. März 1838 andere Räume für die Übungsschule bereitzustellen, um auf diese Weise dem offenbar bestehenden Raummangel im Seminar ohne Kosten für die Regierung abzuhelpen. Aus schuilechnischen Bedenken fand das Angebot bei der Direktion keine Gegenliebe.

Inzwischen war durch Ministerialentschließung vom 7. Dezember 1837 die Errichtung eines zweiten katholischen Lehrerseminars zu Meersburg angeordnet worden, das die Hälfte der Ettliger Seminaristen aufnehmen sollte. Dadurch sollte dem Raummangel in Ettligen abgeholfen werden, und eine Erweiterung der Räume war zunächst nicht erforderlich. Mit Ausführung dieses Planes verlor Ettligen Seminar aber seinen von den Schülern hochverehrten Direktor. Jedenfalls auf seinen Wunsch wurde ihm die Leitung der neuen Anstalt übertragen. Ihm folgten dahin die Seminarlehrer Jung und

Flink und Musiklehrer Professor Weber. Nur drei Jahre konnte er dort seines Amtes walten. Der Tod rief ihn am 10. Oktober 1842 aus seinem Wirkungskreise. „Der Sämann starb; doch wird die Saat nicht sterben, seid ihr o Schüler, seines Geistes Erben!“ schrieb Wessenberg ihm auf sein Grabmal.

Nabholz, schon in jungen Jahren auf dem Gebiete der Lehrerbildung in Kreuzlingen richtunggebend tätig, befaßte sich eingehend mit den Bestrebungen des großen Schweizerpädagogen Pestalozzi, zu dem es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt hinstieg. „In Iferten fand ich das Leben, das ich suchte und das mir in der Idee vorschwebte, dort fand ich es in der Wirklichkeit.“ So urteilte Nabholz über Pestalozzi und seine Anstalt. Pestalozzi schätzte seines Jüngers Geist und Charakter hoch und nannte ihn den scharfen Denker und den Mann Gottes. In Erziehung und Unterricht, in Lehrerbildung sah der eifrige Pestalozzianer seine eigentliche Bestimmung; aber noch fand er das Ersehnte im Vaterlande nicht. Da übertrug ihm 1822 die Regierung des Kantons Aarau die Leitung der neuerrichteten Anstalt zur Heranbildung von Lehrern, der er Geist und Leben gab. Politische Unruhen machten dem hochangesehenen Schulmanne den Aufenthalt in Aarau unbehaglich und so folgte er, obgleich das Scheiden ihm schwer fiel, 1833 gern dem an ihn ergangenen, besonders durch Wessenberg veranlaßten Ruf der Heimat, die Leitung des im Werden begriffenen Lehrerseminars in Rastatt anzunehmen. Er hinterließ seinem Nachfolger in Aarau ein wohlgepflegtes, bestgeordnetes Arbeitsfeld. Hier, wie auch an den folgenden Orten seiner Wirksamkeit zeigte sich Nabholz als ein wahrer Vater seiner Zöglinge, die mit einer selten zu findenden Verehrung zeit lebens an ihm hingen. Das Seminar war ihm ein Abbild einer christlichen Haushaltung; seine Mitarbeiter waren ihm seine Freunde, er war ihnen der edelste Führer; die Zöglinge waren die Söhne, die zum gleichen Beruf herangebildet werden sollten. Die Schulen des Landes erfuhren durch sein Wirken eine beachtliche Hebung, ein anderer Geist wurde in denselben lebendig. Er lebte, wie er lehrte; er lehrte wie er lebte. Am 31. März 1839 wurde die durch den Weggang Nabholz' erledigte Stelle des Seminardirektors in Ettligen dem Pfarrer Raimund Hermanuz in Horben bei Freiburg übertragen, der seine Stelle am 4. Juli 1839 antrat. Gar mancher hat vielleicht schon auf dem alten Friedhof hinter der Herz-Jesu-Kirche auf einem bescheidenen Grabmal den Namen des Mannes gelesen, ohne dessen Bedeutung zu kennen.

Hermanuz entstammte einer aus Böhmen eingewanderten Familie. Er war als der älteste Sohn des k. k. Heiligenvogts Josef Hermanuz in dem damals vorderösterreichischen Städtchen Stockach geboren, verbrachte aber seine erste Schulzeit in Radolfzell, wohin der Vater als Bürgermeister 1807 berufen war. Die Vorbereitung zum Theologieberuf erhielt er in Konstanz, Freiburg und dem Priesterseminar Meersburg, das damals unter dem Einfluß des Freiherrn v. Wessenburg stand und im freisinnigen Geist jener Zeit geleitet wurde. Nach 1824 erfolgte Priesterweihe erhielt er seine erste Vikarstelle bei dem geistig hervorragenden Stadtpfarrer Biechle an St. Martin in Freiburg, nach dessen Tod 1827 er Pfarrverweser der Pfarrei wurde. Seine hohe Befähigung war von seinen Vorgesetzten richtig eingeschätzt und 1839 wurde dem inzwischen zum Pfarrer von Horben Ernannten die Direktorstelle am Seminar Ettligen übertragen. Ein reiches Arbeitsfeld wartete hier seiner, denn die kurzen Jahre Nabholz'scher Wirksamkeit hatten der jungen Anstalt noch nicht alles so zu geben vermocht, wie man es von einem Mann dieses Formats mit der Zeit hätte erwarten können. Das Streben des damaligen Seminardirektors Stern in Karlsruhe, eine engere Verbindung der Seminarien mit den Volksschulen des

Landes zu erreichen, fand in Hermanuz kräftige Unterstützung, wenn sich der Beiden Ansicht über den Weg auch nicht ganz deckten. Hermanuz wollte bei dem geplanten Besuchen der Schulen vor allem Erfahrungen sammeln, um diese im Interesse des Seminarunterrichts verwerten zu können. Die Zahl der Inspektionen zu vermehren lag ihm fern; unter allen Umständen wollte er die Lehrer nicht in Konflikt zwischen zwei allenfalls verschiedene Anschauungen bringen. Ihn leitete bei der Lösung der Frage allein das Fortkommen seiner ehemaligen Schüler, mit denen er jedmögliche Verbindung zu erhalten suchte. Der Berufung hauptamtlicher Schul-

inspektoren stand er freundlich gegenüber, verlangte aber hierzu Männer mit wissenschaftlich pädagogischer und auch praktisch tüchtiger Bildung im Erziehungs- und Unterrichtswesen, die sich diejenigen, die nach einem solchen Amte streben, auf der Universität und durch Besuch des Seminars erwerben sollten. So sollte nach seiner Meinung mit der Zeit ein Stab tüchtiger Schulmänner herangezogen werden. Er legte also den Schwerpunkt, der von Stern aufgeworfenen Frage in die Schaffung einer Mittelbehörde, deren Verwirklichung er allerdings nicht erlebte.

(Schluß folgt)

### Geschichten und Sagen um Spessart

## Vom Spessarter Äwer

Es ist kein Zweifel, daß vor Hunderten von Jahren in den großen Wäldern unserer Heimat auch wilde Eber hausten; da Mensch und Tier zum Leben Wasser brauchen, ist es kein Wunder, wenn diese Eber sich gerne in der Nähe des Waldbächleins aufhielten. Die von dem Borstenvieh bevorzugte Nahrung, nämlich die Eicheln, gab es infolge der großen Eichenwälder in reichen Mengen, so daß die erste Bedingung für den Aufenthalt der Eber gegeben war. Und nach allem, was aus den Quellen für unsere Heimatgeschichte zu ersehen ist, gab es diese Eber (nach heutigem Sprachgebrauch) in rauhen Mengen. Sie wechselten vor allem in den Schluchten unserer Wälder, in denen die „Bächle“ flossen und teilweise noch heute fließen. Da und dort mögen die Eber ihre besonderen Lieblingsplätze gehabt haben, so z. B. in der Klamm, die noch heute von der Ettlinger Linie nordwärts hinunterzieht in die Ebene und beim Schützenkreuz mündet; der Eberbach, im Volksmund die Eberbach genannt. Da die ersten Siedler im Spechtwald in der Nähe dieser Eberschlucht ihre Behausung aufgeschlagen hatten, wurden sie von ihren Sippenangehörigen, die unten in der Ebene geblieben waren, gesprächsweise „de do owe bei denne Äwer“ oder kurzerhand „de Äwer dehove“ genannt. Es mag nun sein, daß diese Spechtwaldsiedler, diese Waldmenschen, sich mit den vierbeinigen Gesellen angefreundet haben, oder aber, daß die Eber als Räuber und Schädlinge der jungen Kultur angesehen wurden. Als die Siedlung im Spechtwald sich nach einem Schutzheiligen umsah, wählte man den hl. Antonius, den Wüstenheiligen und Einsiedler, der auf Bildern oft mit einem Eber zu seinen Füßen dargestellt wird. Ein solches Bild des hl. Antonius mit dem Eber zu Füßen zierte auch heute noch den Hauptaltar der

Spessarter Kirche. Dieser Schutzheilige blieb aber nicht nur in der Kirche, sein Bild kam in späterer Zeit auch auf die Kirchenfahne, die bei Flurprozessionen mit hinaus getragen wurde. Nun führt der Weg einer dieser Flurprozessionen, die an den Bittagen abgehalten werden, auf die Höhe zum Kreuz, das bei der Mündung der Spessarter in die Schöllbronner Straße am Waldrand errichtet ist. Von dort hat man einen freien Blick hinüber zur Schöllbronner Linde, bei der ebenfalls ein Feldkreuz steht, zu dem die Schöllbronner ihre Bittprozession hielten. Der Volksmund weiß nun zu berichten, daß diese Prozessionen manchmal gleichzeitig auf der Höhe ankamen und daß die Nachbarn aus Schöllbronn bei diesen Bittgängen mit einem Seitenblick herüber nach Spessart die Bemerkung machten „guck dat diwer senn d'Späserder mit enerem Äwer a“; oder kurz „guck, d'Späserder Äwer senn a dat diwer“. So kamen wohl auf die eine oder andere Weise die Einwohner Spessarts zu dem Übernahmen „d'Späserder Äwer“, der ihnen bis heute geblieben ist. So begegneten sich die Äwer und die Möggel von Schöllbronn — vielleicht kamen noch einige Tauben aus Schluttenbach mitgeflogen, — dann wäre ja das Tiertriumvirat auf der Höhe beieinander gewesen. Noch vor wenigen Jahrzehnten war „d'Äwerbach“ (heute gehört dieses Waldstück zur Ettlinger Gemarkung) für die Bewohner auf der „Spechtwaldhöhe“ ein dunkler Wald mit mächtigen Bäumen, wenig begangen — nur die Beerensuchenden und die „Buchelsammler“ kamen dorthin — heute ist dieses Stück Wald verwandelt in ein Stück Jungkultur mit großen Lichtungen — auch die alte Bank an der Eberbachklamm ist verschwunden, die einst zur kurzen Rast eingeladen hat. Geblieben aber ist im Volk die Erinnerung von der alten Äwerbach und dem Spessarter Äwer.

## Die Bedeutung der Funde unter der St. Martinskirche

II.

### Worin besteht nun die Wichtigkeit der Funde?

Soweit wir sie heute überblicken können, zunächst in der augenscheinlichen Kontinuität, die von der Antike, einem römischen Profanbau, zu einer in merowingischer Zeit als Grabstelle, als kultischen Raum wiederbenutzten chorartigen Nische führt. Heiligtümer des Volkes sind ewig! Das ist eine alte Erfahrung, nicht nur

auf heimischem Boden. Auch in Ettlingen bleibt die einmal geheiligte Stelle von der merowingischen Zeit bis hinein in unsere Tage die gleiche. Dem noch „gewesteten“ Kult-Begräbnis-Raum der merowingischen Epoche folgte eine nun schon geostete, einer 2 Meter starken, wohl römischen Mauer aufgesattelte Kirche, die sogar schon die heutige Kirchenachse besaß. Sonst können wir über diesen Bau noch recht wenig aussagen. Es wird auch schwer sein, an die Ostseite dieses Baues

heranzukommen, da sie modern überbaut sind. In einer noch höheren Schicht kommt eine Anlage mit „Hirsauischem Charakter“, dann die gotische und spätgotische Epoche, aus der zwölf sehr schöne reliefierte, teils eingepreßte, teils erhaben verzierte, quadratische Bodenfliesen (20×20 cm) geborgen werden konnten. Diese Ruine ist uns übrigens durch den Baumeister der Markgräfin Auguste Sibylle von Baden, Michael Ludwig Rohrer aus Rastatt, weitgehend bekannt, da dieser Rohrer — ein lobenswertes Beispiel — einen genauen Plan aufnahm, ehe er die durch die furchtbare Melac-Zerstörung 1689 völlig eingäscherte Ruine überbaute. Wir sind auf dieser Schicht fast überall auf hohen Brandschutt gestoßen. Schließlich wurde also die gotische Kirche durch die letzte, heute noch stehende ersetzt, die dann nochmals um 1840 und 1870 eine gar nicht üble klassizistische und historizistische Wandlung erfahren hat. So baute Geschlecht für Geschlecht im Dienste seines religiösen Bedürfnisses.

#### Zahlreiche Grabfunde

Zahlreich sind die Grabfunde. Für den Bauforscher sind sie nicht immer eine reine Freude. Erstens muß man mit den Gebeinen, aus Gründen der Pietät, aufsorgsamste umgehen. Nur die Wissenschaft hat das Recht, an die Gebeine unserer Vorfahren zu rühren und sie übernahm dabei die Pflicht, alles zu tun, diese Reste vor jeder Profanierung zu schützen. Der Anthropologe darf aber diese Reste zum Nutzen unseres Volkes befragen.

Der Baugeschichtler kann dem Naturwissenschaftler in vielen Fällen durch Schichtbeobachtung eine auf jahrzehnte genaue Datierung dieser Bestattung geben und damit gewinnen wir auch ohne Kleinfunde, die aber stellenweise auch gemacht wurden, allmählich Einblick in die rassische Zusammensetzung unseres Volkes in früherer Zeit. Das Material ist besonders für die merowingisch-karolingische Epoche noch sehr klein, und deshalb sind solche Funde besonders willkommen. Man kann an Skeletten auch Krankheiten konstatieren, wie etwa eine Gicht und Rheumatismus oder kariöse Zähne. Meistens sind gerade diese Zähne selbst bei vorgeschrittenem Alter der Individuen von einer wunderbaren Haltung, die nur unseren Neid erregen kann. Die natürliche, ungekünstelte säureärmere Nahrung, die im allgemeinen gesündere Lebensweise, welche der Tuberkulose und ähnlichen Volksseuchen entgegenarbeiten, verhinderte es, daß die Zähne, die Vorbedingung einer gesunden Ernährung frühzeitig litten, wie bei uns armen Zivilisationsgeborenen. Nach der Erledigung der wissenschaftlichen Befragung, vor allem einer sehr exakten und gründlichen Vermessung — an einem Schädel werden oft bis zu 40 Maße genommen — kehren die Gebeine in die Friedhoferde zurück. Sie haben uns den gewollten Einblick gewährt, Museumsgegenstände sind sie nicht. Man darf überhaupt die Wichtigkeit einer Grabungsunternehmung nicht etwa nach den Fundstücken beurteilen, sondern nach den erzielten Erkenntnissen. So kann etwa die Festlegung einer frühen Haus- oder Tempelform wissenschaftlich eine ebenso große Tat vorstellen als die natürlich wegen ihres Reichtums auch sehr beachtliche Aufschließung des Tut-ench-Amun-Grabes, die vor Jahren viel Aufsehen machte und dem inzwischen verstorbenen englischen Forscher Cater auf Grund sehr geistreicher Schlußfolgerungen aus Streufunden gelungen war.

In unserem Falle wird also immer das Siedlungsbild das Wichtigere sein, so sehr uns auch jeder museumsfähige Fund, der bis zu einem gewissen Grade immer Zufall bleibt, erfreut.

#### Die Methode der Untersuchung

Wenn ich noch einige Worte über die Methode der Untersuchung anfügen darf, so deshalb, um der Allgemeinheit einen Begriff von der Genauigkeit und Sorgfalt solcher Grabungen zu geben. Man gräbt nur, solange es die ersten Erdbewegungen gilt, mit grober Haue und Schaufel. Sowie Anzeichen bestehen, daß etwas im Schutt steckt, wird zu Spachtel und Kelle und allmählich zu Bürste und Pinsel übergegangen. Dieses Abpinseln einer Ruine, dieses Herauspräparieren ist schon deshalb nötig, um saubere Fotografien, dem einen Dokument jeder Grabung, zu erhalten. Mit Lichtbildern allein aber geht es nicht. Die Hauptsache ist sogar eine exakte Vermessung, die mit Instrumenten, vor allem dem Nivellierinstrument und dem Stahlbandmaß durchgeführt wird. Die wichtigsten Punkte werden alle über Bodenhöhe heraufprojiziert an das über Tag stehende Gebäude angehängt, das leicht erreichbar und bis auf Zentimeter Genauigkeit vermessen werden kann. Nur durch diese Vermessung ergeben sich auch die Zusammenhänge, die wir im nächsten Frühjahr auch noch über die Mauern der Kirche hinaus aufzeigen zu können.

Die Mittel zu dieser erweiterten Forschung hoffen wir aus den verschiedenen Quellen, die der deutschen Wissenschaft zufließen, zu erlangen.

Jeder Bauforscher wird gern und mit Vorteil den Maurer, den Zimmermann, den Stukkateur hören. Darüber hinaus werden unsere Chemiker, Botaniker, Zoologen usw. helfen müssen, um etwa die den Fundschichten entnommenen Proben zu untersuchen. Es ist ja auch oft erstaunlich, welche Aussagen über Bestand und Benützung eines Baues sich auf diese Weise gewinnen lassen. Der Abstich eines Grabens mit seinen Dutzend und mehr Schichten ist wie ein „Kalender“ — wir nennen auch scherzweise eine besonders schöne Stelle so — an dem man die Geschichte eines Baues in allen Einzelheiten mit Bränden, Verwahrlosungen und Zerstörungen ablesen kann. So kommen Resultate zustande, die dem Laien aus der Luft gegriffen erscheinen. Nur die größeren Publikationswerke, zu einem solchen werden wir nach vorläufigen Berichten auch noch gelangen, wobei ein halbes Dutzend Bearbeiter nötig ist, kann über alle diese Details und damit über die Grundlage aller Folgerungen Aufschluß geben. Diese auch nur mit einer gewissen Vollständigkeit andeuten zu wollen, ist hier unmöglich.

#### Die Konservierung der Funde

Da aber immer wieder neue ergänzende oder berichtigende Gedanken auftauchen werden, so ist es nötig, eine solche Denkmalsstelle unter staatlichen Schutz zu nehmen und zu konservieren. Es wird dies mit öffentlichen Mitteln des Staates und der Gemeinde und hoffentlich auch mancher sonstigen Zuwendungen unter Leitung der entsprechenden Fachleute geschehen. Freuen wir uns, daß unser Heimatboden wieder einmal zu reden und zu künden angefangen hat von fernen Zeiten unserer Väter und der Geschlechter unabsehbaren Folge, als deren Glied wir uns fühlen. Freuen wir uns, daß dem malerischen und doch viel zu wenig gekannten, von Berg und Wald umrahmten Städtchen Ettlingen ein solch aufschlußreicher Denkmalsbestand errungen werden kann. Da man bei richtiger Konservierung die wichtigsten Teile mit nicht allzu großer Schwierigkeit, von Zeit zu Zeit, ohne daß der kultische Gebrauch der Kirche leiden darf, sichtbar machen kann, werden künftig geschichtliche und kunstgeschichtliche Tagungen ein weiteres lockendes Ziel finden. Karlsruhe und Ettlingen, die beiden Nachbarstädte, die sich so ausgezeichnet ergänzen, werden hoffentlich auch hierin oft Hand in Hand gehen.